

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 28 (2015)

Heft: 4

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

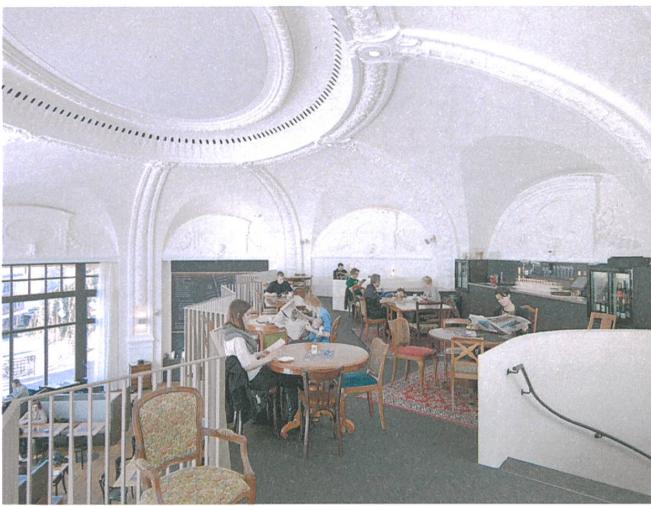
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

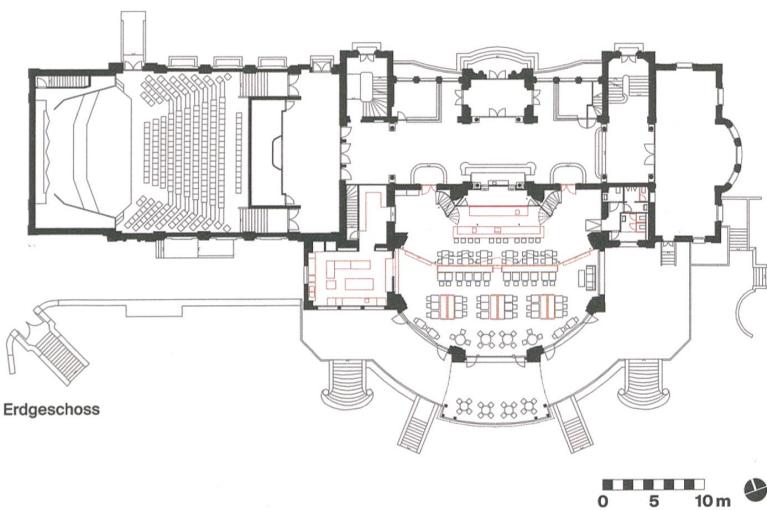
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Auf der Galerie bietet die Lausanner Brasserie ein gemütliches Ambiente. Unverkrampt stehen klassizistische Möbel auf Perserteppichen.



Vom Erdgeschoss der Halle fällt der Blick durch hohe Bogenfenster über die Terrasse und den Park auf den Lac Léman.

Modisch geweisselt

Unter dem luftigen Gewölbe stehend fällt der Blick durch die hohen Bogenfenster, schweift über die Terrasse und den Montbenon-Park zum Lac Léman hinab. Heute ist schwer vorstellbar, wie verbaut und introvertiert der eindrückliche Raum kürzlich noch war. 1908 hatte Architekt M. H. Meyer das klassizistische Casino erstellt, das zunächst Restaurant, Konzertsaal und Fecht-halle war. In den 1980er-Jahren wurde «le grand hall» ein Nachtclub – als cremig-lachsfarbene bis himmelblaue Kitschlandschaft mit abgestuften Podesten und umlaufender Galerie.

2013 entschied die Stadt, im Gebäude eine Brasserie einzurichten. Gemeinsam mit den Pächtern überzeugten die jungen Architektinnen Cotting Jossen mit einem klaren Konzept für Betrieb und Architektur, das behutsame Instandsetzung und präzise Eingriffe verbindet.

Die seitlich abgetrennte und mittig gezackt eingeschnittene Galerie mit grüngrauem Stahlgeländer überdeckt heute den Barbereich und wenige Tische. Ein paar Stufen führen hinab auf die originale Bodenhöhe. Eben noch im gedrängten Eingangsbereich, steht der Besucher nun im prächtig überkuppelten Saal. Die offene Halle ist atmosphärisch erstaunlich vielseitig. Die kleinen Tische unter der Galerie ziehen Besucher an, die sich zurückziehen möchten. Davor dient die lange Tafel geselligem Trubel. Die Plätze vor den hohen Fenstern lenken den Blick nach draussen. Und im hohen Zentrum sitzt man in intimen Nischen. Farblich und materiell bedient die Brasserie das Klischee moderner Etablissements in alten Mauern. Zwei Stuhlmodelle tragen den gleichen Grauton, die Fliesen im Barbereich bilden ein grauweisses Muster. Über dem Holzboden wölbt sich die Kuppel in Weiss. Cotting Jossen verworfen sowohl den Farbkitsch der 1980er als auch die originalen Beigetöne mit farbigen Früchten und Blattgold. Die Kuppelrippen und die Füllflächen in leicht dunklerem Ton strahlen hell. In die Grau- und Holzwelt bringt das Publikum genug Farbe. Dennoch hätte das Erdgeschoss mehr von der Unbekümmertheit vertragen, die die Architektinnen mit klassizistischen Möbeln und Perserteppichen auf der Galerie zeigen. Palle Petersen, Fotos: Michel Bonvin

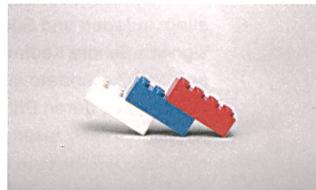
Umbau Brasserie de Montbenon, 2014
 Allée Ernest-Ansermet 3, Lausanne
 Bauherrschaft: Soulfood et la Ville de Lausanne
 Architektur: Cotting Jossen Architectes, Lausanne
 Auftragsart: Offene Ausschreibung, 2013
 Bauingenieure: AIC Ingénieurs Conseils, Lausanne
 Baukosten (BKP 2): Fr. 1,5 Mio.



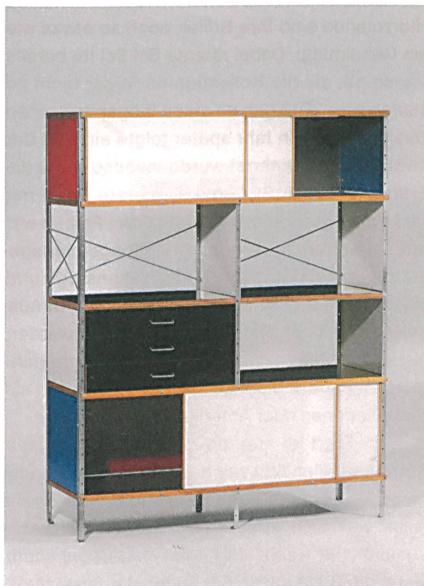
Marcel Breuer skalierte den Tisch **B9**, 1925 zur Reihe.



Nick Roerichts Grossküchengeschirr **TC100** für Rosenthal interpretiert 1958 ein klassischer Programm.



Die Legosteine (1958) bilden dank der Verbindungs-noppen ein System.



Ray und Charles Eames' **Eames Storage Unit** aus dem Jahr 1949 ist modular konstruiert.



Zum System verbinden lassen sich auch die Kinderstühle **Seggiolino** von Marco Zanuso und Richard Sapper, 1961.



Werner Aisslinger's **Add** (2013) für Flötotto verbirgt, was das System ausmacht: die Verbindung.

Design mit System

Ohne Systeme geht gar nichts. Doch es braucht einen besonderen Blick, um zu erkennen, wie Teile zu einem Ganzen verbunden sind. Wo Systeme anfangen, und wo sie enden, wie sie uns steuern, und wie man ihnen ästhetisches Potenzial abtrotzt. Deshalb beginnt der Kurator René Spitz, der in Köln dem System Design eine Ausstellung widmet, mit dem Film *«Powers of Ten»* (1977) von Ray und Charles Eames. In Zehnerpotenzen entfernt sich die Kamera aus der Vogelperspektive von einem picknickenden Paar am Ufer des Lake Michigan. Nach kurzer Zeit verschwindet die Erdkugel im All, wenig später verliert sich der Blick in der Schwärze des Universums. Beim Zoom zurück durchdringt die Kamera die Hautoberfläche des Mannes bis zu einem Kohlestoffatom. Auf der rasanten Fahrt entdecken wir formal ähnliche Strukturen. Ob wir sie erkennen, ist allerdings eine Frage der Perspektive.

Systeme ordnen das Chaos, bändigen Kontingenzen, erzeugen Sinn. Sie bilden einen «spezifischen Verbund», meint Spitz. Und er generiert daraus ein designhistoriografisches Programm. Am Anfang stand der Schock des Publikums der Great Exhibition 1851 angesichts der Flut von gestalterisch völlig disparaten, autonom in der Welt stehenden Waren. Doch die serielle Fertigung legte es bald nahe, aus einem Entwurf eine Reihe zu machen – man skaliert und hat, wie Marcel Breuer für Thonet zeigte, einen Satz Beistelltische. Der nächste Schritt ist das Programm, das nicht nur massbezügliche, sondern auch formale Abhängigkeit erzeugt – Geschirrserien oder Bauklötze liefern den Beleg. Zum System schliesslich wird ein Entwurf, wenn er nicht nur modular erweitert, sondern die einzelnen Elemente verbunden werden, wie es der kleine Noppen am Legosteine oder der Knoten bei USM Haller ermöglicht. Ohne Verbindung kein System. Design wiederum ist die Wissenschaft der Verbindung. Von hier aus lässt sich die besondere Nähe des Systemdenkens zum Design verstehen.

Nimmt man die Anzahl realisierter Projekte und damit verknüpfter Theoriebildungen als Massgabe, lag das Epizentrum des Systemdesigns an der HfG Ulm. Doch René Spitz' Phänomenologie greift weiter: Er entdeckt Knoten in der digitalen Welt und zeigt, wie sie in aktuellen Möbelsystemen, etwa von Werner Aisslinger, versteckt werden. Auch die Ausstellung folgt einem System und drei verschiedenen Perspektiven. Auf dem Boden ausgelegte Teppiche signalisieren die Informationstiefe: grau für Wissbegierige, blau für Eilige und gelb für Kinder. Meret Ernst

System Design. Über 100 Jahre Chaos im Alltag
Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst, Köln
Dauer: bis 7. Juni 2015
Szenografie: Anke Landsberg
Katalog: zweisprachig (deutsch/englisch)
Symposium: 15. Mai, System – Design zwischen
Chaos und Alltag
www.makk.de

Universelle Brille

Sol Sol Ito schlägt Brücken zwischen West und Ost. Hinter dem Namen des Brillenlabels steckt ein Wortspiel mit dem Namen der Stadt, die jenseits der Golden Gate Bridge von San Francisco liegt: Sausalito. Lanciert wurde die erste Kollektion in Tokio, im Land der Brillen-Aficionados. Und verkauft werden die Brillen, die Sandra Kaufmann und Monika Fink in Zürich entwickeln, bisher vor allem in Japan und Südkorea. Die Industrial Designerin Sandra Kaufmann kennt sich mit Brillen aus. 2007 gründete sie mit Strada del Sole ein Brillenlabel, deren Brillen aufgrund des speziellen Bügels flach zusammengeklappt werden können siehe Hochparterre 8/07. Zusammen mit der Künstlerin Monika Fink verschreibt sie sich nun also ein zweites Mal dem Abenteuer.

Hierzulande sind ihre Brillen noch so etwas wie ein Geheimtipp. Dabei räumte Sol Sol Ito bereits Preise ab, als die Kollektion noch gar nicht zu kaufen war: 2013 gab es einen Eidgenössischen Design Preis, ein Jahr später folgte ein Red Dot Award. Ausgezeichnet wurde insbesondere die Erfindung eines Systems. Die erste Serie mit fünf Sonnenbrillen aus Azetat in drei Farben war mit einfachen, federnden Metallbügeln ausgestattet und schraubenfrei. Die Nasenstege und Bügel konnten mit einem einfachen Dreh ausgeklappt und bei Bedarf ausgewechselt werden. Auslöser ist die Beobachtung, dass Brillenträgern in Asien andere Modelle ins Gesicht passen als Europäerinnen oder Amerikanern.

Am Start ist nun die zweite Kollektion, die Korrekturbrillen und vier neue Sonnenbrillen umfasst. Die Kundin kann den Bügel nicht mehr selbst wechseln. «Das hat sich nicht bewährt, bei Luxusbrillen wechseln Käufer den Bügel kaum, wenn die Brille passt. Sie finden die Zusatzfunktion eher störend», erklärt Kaufmann. «Aber für uns ist das eigentlich gut so, denn der Optiker kann die Bügel immer noch je nach Bedarf austauschen. Und unsere Logistik ist dank dem Bauzatzprinzip viel flexibler als mit herkömmlichen Fassungen.» Ob es den Modellen gelingt, auf Schweizer Nasen zu wandern, wird nicht zuletzt ein Auftritt bei einem der grossen Brillenhändler in Zürich zeigen. Meret Ernst, Foto: Pia Grimbühler

Brillen «Collection No 2»

Design: Sol Sol Ito, Sandra Kaufmann, Monika Fink, Zürich
Material: Azetat, Bügel aus Federstahl
Vertrieb: Im April hat Sol Sol Ito einen Gastauftritt bei Visilab Sihlporte, Zürich
Preis: ab Fr. 338.–
www.solsolito.com



Starke Formen und auswechselbare Metallbügel prägen die Brillenkollektion von Sol Sol Ito.

Einfach gut

Hochgeschraubte Normen, endlose Erwartungen: Die Schweiz baut teuer. Doch es gibt auch Akteure, die am anderen Ende des Spektrums entwerfen. In Muttenz haben Sabarchitekten in einem Bürohaus mit einfachsten Mitteln temporäre Wohnungen für Studierende eingerichtet. Der Bau aus den späten Sechzigerjahren steht auf einem Areal, das sich entwickeln soll. Doch bis alle Parteien an einem Tisch sind und ein Projekt steht, wird es noch Jahre dauern. Als die Hauptmieterin, die Rennbahnklinik, letztes Jahr auszog, fragte sich die Pensimo Fondsleitung: Was tun? Leer stehen lassen? Denn für die Büros findet sich kaum ein Mieter. Oder zwischennutzen?

Pensimo entschied sich für Letzteres, zum Glück für die Studierenden, die ab 2020 im nahen Neubau der Fachhochschule lernen werden. Bestand und Budget definierten das Projekt, das für zehn Jahre bewilligt ist. «Wir haben den Entwurfsprozess umgekehrt», erklärt Architekt und Dozent Dominique Salaté. «Erst kommt der Preis, dann was damit möglich ist.» Die Fassade haben die Architekten nicht angerührt. Um den Lärm zu reduzieren, liegen die Schlafzimmer auf der Strassen abgewandten Seite. In den gestaffelten Rohbau zogen die Architekten Leichtbauwände ein, um WG-Wohnungen und möblierte Zimmer einzurichten. Die Böden sind nur geschliffen, die Installationen werden offen unter der verbrauchten Sichtbetondecke geführt.

Dank gezielter Eingriffe kippt die Stimmung nicht ins Schäbige. Die weiße Farbe zeichnet einen Fries auf den grauen Gipskartonplatten ab. In den Zimmern sorgen Sperrholzplatten für Wärme. Auch bei den Schränken oder Kücheninseln setzen die Architekten mit Holz Akzente, die das Ganze zusammenbinden. Elegant ist der Schreibtisch, entworfen vom Designer Kuno Nüssli. Im Übrigen war Improvisation gefragt, denn jeder Rappen zählte. Die Küchenkombination kommt von Ikea, der Bürostuhl von Micasa, Lavabo und Plättli in der Küche sind Restposten.

Der Umbau brauchte Ausnahmebewilligungen beim Lärm- und beim Brandschutz. «Aber alle zogen am gleichen Strick, Kanton, Gemeinde, Investor», schildert Salaté. Trotz der minimalen Eingriffe: Die Preise liegen leicht über dem Durchschnitt des Vereins für Studentisches Wohnen, der die Wohnungen vermietet. Dafür sind die ehemaligen Büroräume höher als gewohnt. Der Umbau schafft eine raue und doch wohnliche Stimmung. Das verlangt Offenheit, zeigt aber auch, was mit weniger möglich ist. Davon könnten andere etwas lernen – auch für Neubauten.

Andres Herzog Fotos: Julian Salinas

Zwischennutzung Studentenwohnungen, 2015

St. Jakob-Strasse 106, Muttenz BL

Bauherrschaft: Swissinvest Real Estate Investment Fund, vertreten durch Pensimo Fondsleitung, Zürich

Architektur: Sabarchitekten, Basel

Bauleitung: Eigenmann Partner, Muttenz

Gesamtkosten (BKP 1–9): Fr. 2,25 Mio.

Baukosten (BKP 2 / m³): Fr. 375.–



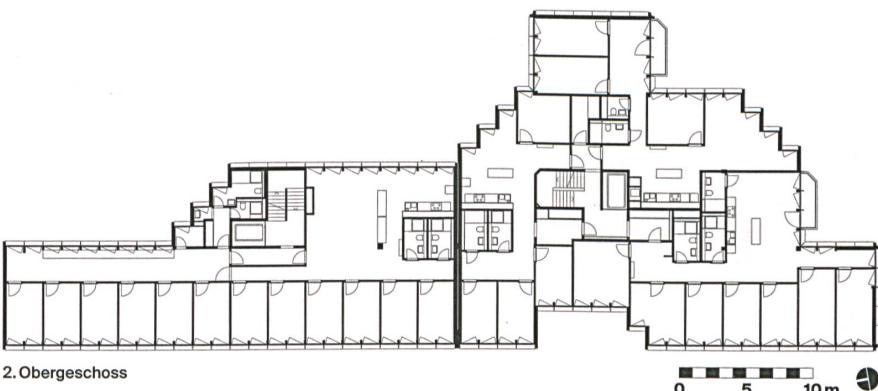
Genügsam: Die Küche stammt von Ikea, das Lavabo ist ein Restposten.

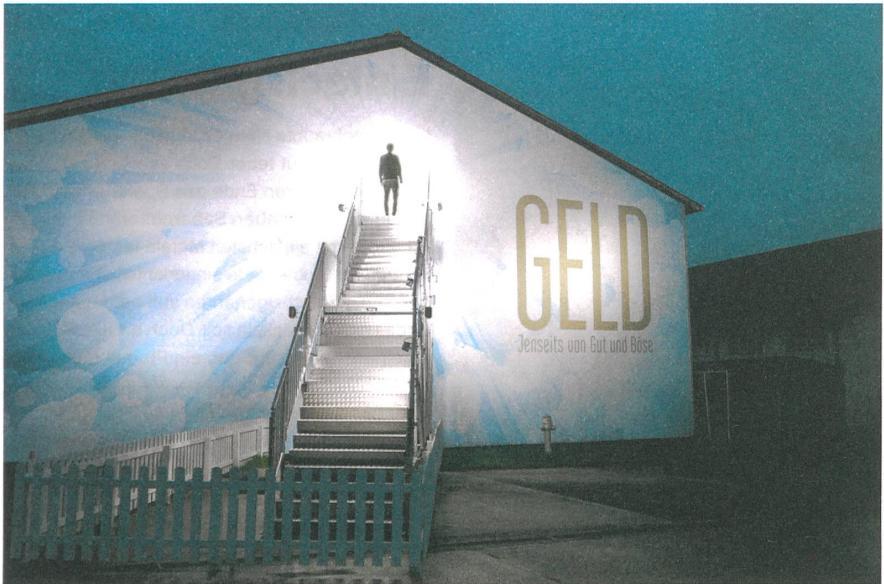


Raue, dafür überhohe Decke:
Die umgenutzten Räume haben
nach oben viel Luft.

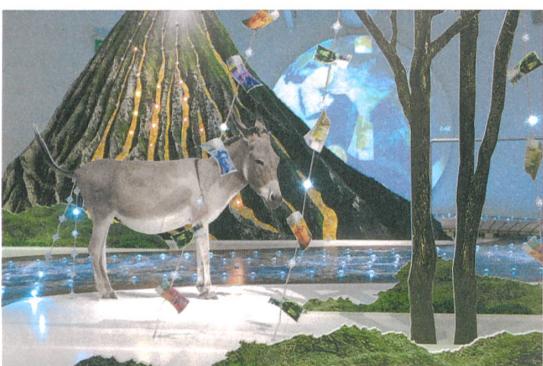


Aus den Büros in Muttenz wurden Studentenwohnungen. Das Restaurant im Erdgeschoss und die Zahnklinik im obersten Stock sind jedoch geblieben.





Der Einstieg in die Ausstellung ist steil, aber oben wartet das Paradies.



Der Geldesel steht in einer magischen Landschaft. Hier entdeckt man die Verführung des Geldes.



Geld existiert nur so lange, wie wir an seinen Wert glauben. Manuela Pfrunder, die die neue Schweizerbanknote gestaltet, erzählt an den Hörstationen von ihrer Arbeit.



Wirtschaft und Geldseggen wachsen, solange wir an die Zukunft glauben.

Einmal wie Dagobert Duck im Geld schwimmen.

Geldes Gotteshaus

Über Geld spricht man nicht. Und wenn, dann entlarvt man es als das, was es ist: Religion. So schuf der Szenograf Alain Rappaport für die Ausstellung im Stapferhaus Lenzburg sakrale Räume, in denen die Symbolik zwar christlich ist, die aber einem globalen Götzen huldigen: dem Geld.

Der Einstieg ins Thema ist steil und beginnt draussen. Auf der Fassade prangt ein kitschiger Himmel, davor steht eine Podestleiter, von einem Gartenhag geschützt. Erklimmt man diese Himmelsleiter, gelangt man durch ein Loch in der Wand ins Jenseits, wo statt Milch und Honig Banknoten fliessen, das Geld auf den Bäumen wächst, Geldesel grasen und monetäre Möglichkeiten erklingen. Mit solchen Verheissungen im Ohr wird man in diesseitige Szenerien geschickt. In einer silbrig verspiegelten Bankfiliale gibt man an Bankomaten Auskunft über das eigene Verhältnis zu Geld, in einem Casino soll man dieses einsetzen. Doch statt der Spielhölle findet man nur Baupläne. Das Ausstellungsbudget hat nicht ausgereicht für den Raum, was konsequenterweise offen gelegt wird.

Gereicht hat es aber für eine golden und königsblau geschmückte Kirche im Erdgeschoss. Unter gotischen Bögen werden hier Preis und Wert ausgestellter Objekte verglichen. Auf einem Altar in Börsenoptik blinkt das Bruttoinlandprodukt (BIP) als Mass aller Dinge, und vor einem Triptychon aus Grossbildschirmen und in Beichtkammern lauscht man persönlichen Erzählungen.

Richtig greifbar wird das abstrakte Thema im ‹Offenbarung› genannten Herzstück der Ausstellung: Da darf man auf vier Millionen Fünfräppeln im Wert von knapp 200 000 Franken Platz nehmen und, angeleitet von einer allmächtigen Stimme, erforschen, was ein solcher Haufen Geld auslöst. Blickt man in die kniehohen Bodenspiegel, glitzert und funkelt es, soweit das Auge reicht. Doch der Traum vom Schwimmen im Geld war schöner als die Realität. Dafür weiss man nach dem Wühlen in den Münzen, dass Geld kalt ist und stinkt. Solche Erkenntnisse werden auf dem rund zweistündigen, interaktiven Rundgang auf lustvolle Weise erfahrbar. Die fromme Szenografie bewirkt, dass sich die Ausstellungsbesucher als Gläubige ertappen. Vor dem BIP-Altar muss man niederknien, um die Audiofiles zu hören, und eine Maschine lässt eine Goldmünze für den Einkaufswagen erst fallen, wenn man demütig die hohle Hand macht. Spätestens beim Ausgang kann man sich nichts mehr vormachen: Die Besucherinnen und Besucher entscheiden selbst, wie viel ihnen die Ausstellung Wert ist. Melanie Keim, Fotos: Anita Affentranger

Geld. Jenseits von Gut und Böse

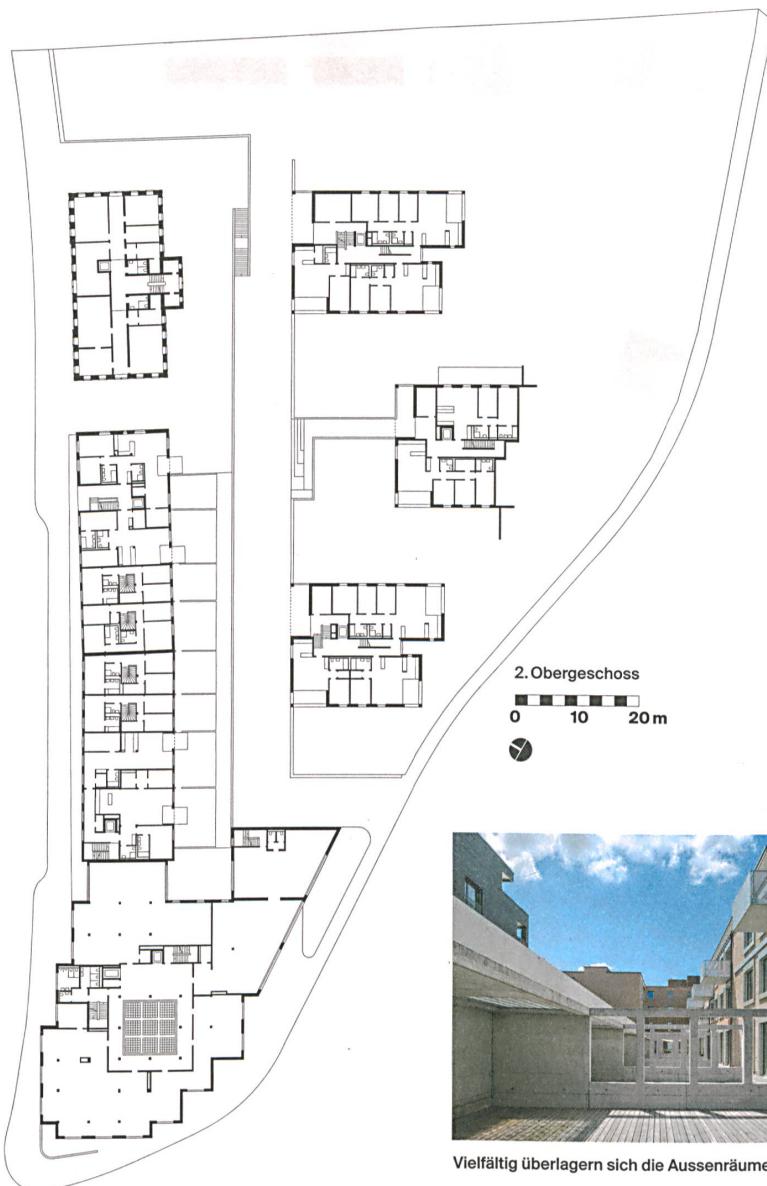
Ausstellung im Stapferhaus Lenzburg

Kuratorische Gesamtleitung: Sibylle Lichtensteiger und Detlef Vögeli

Szenografie: Rappaport Szenographie Architektur, Zürich

Cl, Publikation: Studio Roth & Maerchy, Zürich

Dauer: bis 29. November



Vielfältig überlagern sich die Aussenräume.

Das Grosse im Kleinen

Mitten in Herisau stellte das Unternehmen Metrohm bis vor vier Jahren technische Apparate her. Dann zog der Betrieb ins nahe Industriequartier um, und das 11800 Quadratmeter grosse Areal wurde frei. Was macht ein 15 000-Einwohner-Ort mit einer solchen Fläche und ihren Industriebauten? Drei Architekturbüros machten Vorschläge. Obwohl die Bauten nicht denkmalgeschützt sind, schlugen Spühler Partner Architekten aus Zürich vor, den gestalterisch wertvollen Bestand zu erhalten. Ihre Mischung aus Sanierung, Umbau und Neubau überzeugte.

Um den Gründerzeitbau freizustellen, musste ein Laborgebäude weichen. Der wieder als Solitär stehende Bau wurde saniert, seine Westfassade wurde rekonstruiert. Der repräsentative Charakter entspricht der Nutzung als reines Bürohaus. Beim Industriebau daneben verkleinerten die Architekten das Volumen und brachen einen Lichthof heraus. Eine doppelschalige Wand aus Glasbausteinen bringt nun Licht in die Wohnungen und Gewerberäume. Im Riegel des Industriebaus gab es nur wenige strukturelle Eingriffe: Die vorhandenen Schotten prägen die Wohnunggrundrisse. Den industriellen Charakter behielt das Haus, die rohen Betonwände und Unterzüge sind lediglich weiß gestrichen. Jede Wohnung hat einen Außenraum. Während sich oben die Balkone wie Schubladen hinausschieben, gehen die Erdgeschosswohnungen in grosszügige Terrassen über. Diese liegen allerdings auf der Hangseite und grenzen an die grosse Parkgarage. Statt Aussicht für die Nutzer gibt es Einblicke von der darüber liegenden Wohnstrasse.

Drei neue Mehrfamilienhäuser schaffen den Übergang zur kleinteiligen Stadtstruktur und schliessen das Areal ab. Mit ihren Backsteinfassaden nehmen die Neubauten das Material des Bestands auf, allerdings mit einem farblichen Kontrast. Dank vieler kleinerer Eingriffe ist aus dem heterogenen Bestand eine bauliche Einheit geworden. Der Metrohmpark könnte es schaffen, zu einem neuen Herisauer Wahrzeichen zu werden.

Julia Hemmerling, Fotos: Marc Straumann

Areal-Umnutzung Metrohmpark, 2014

Oberdorfstrasse / Steinrieselstrasse, Herisau AR

Bauherrschaft: Metrohm AG, Herisau

Architektur: SPPA Spühler Partner Architekten, Zürich

Auftragsart: Wettbewerb, 2009

Totalunternehmung: Relesta, Zuzwil

Landschaftsarchitektur: Eberle Landschaftsbau und Grüntechnik, Herisau

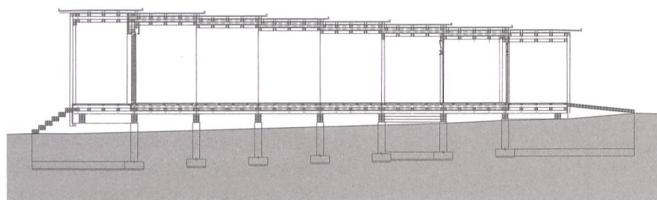
Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 38,8 Mio.

Baukosten (BKP 2 / m³): Fr. 347.–

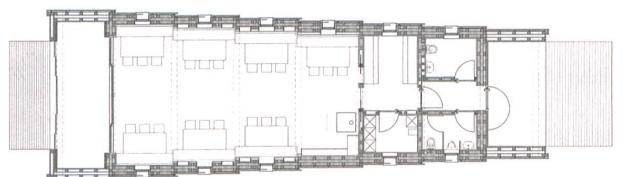


Ein Kopfbau bildet den Auftakt zum Metrohmpark in Herisau.

Waldschulzimmer



Längsschnitt



Grundriss



Bietet Raum für Lehre und Gemeinschaft: die Academia Vivian in der Surselva.



Fichte, Lärche, Arve, Birke und Ahorn – das Mengenverhältnis der Holzarten entspricht demjenigen ihres Vorkommens in der Region.

Im Februar 1990 fegte der Orkan Vivian über die Schweiz und hinterliess seine Spuren, auch in der Surselva. Dem Dorf Curaglia am Fusse des Lukmaniers zum Beispiel hat er Teile des Schutzwalds vernichtet. Er musste wieder aufgeforstet werden. Für dieses Wiederherstellungsprojekt erhielten die Forstämter der Region 2009 den Alpinen Schutzwaldpreis. Das war die Geburtsstunde eines Projekts: In einer Sturmfläche unweit des Punkts, wo sich die Grenzlinien der Gemeinden Disentis, Tujetsch und Medel berühren, sollte ein kleines Bildungszentrum zu den Themen Wald, Wild und Natur entstehen. Ein Architekturwettbewerb lieferte Ideen. Gewonnen hat ihn 2012 das Büro Gujan und Pally aus Igis / Curaglia.

Die «Academia Vivian» ist eine Forstbau, kein Hotel. Aus diesem Grund hat das Architektenduo weder ein Gebäude mit Rundumblick noch ein baulich markantes Element in die Waldbrache gestellt. Der Entwurf ist eine sanfte Intervention an einer ökologisch sensiblen Stelle. Der schmale, mit Schindeln beschlagene Baukörper erinnert an einen liegenden Baumstamm. An den Frontseiten ist das Gebäude offen. Die Hangseite gibt den Blick frei in den vom Sturm verschonten Wald, die Talseite öffnet sich zur Welt hin. An den Seitenwänden reihen sich kleine Fenster. Schaut man durch diese Scharten, liegt der Fokus auf dem Nahen: der Flora und Fauna. Das Waldschulzimmer für bis zu vierzig Personen enthält eine Küche, Toiletten und einen Specksteinofen. Weitere Energie liefern Solarpanels rechts und links vom Eingang. Das Bauholz stammt ausschliesslich aus den Gemeinden der Cadi, so heisst die Landschaft beidseits des Vorderrheins rund um Disentis. Das Skelett des Baukörpers besteht aus einem Gattersystem mit einem Raster von 12x12 Zentimeter dicken Balken; zusammengehalten werden sie von 2800 unverleimt in die Balken geschlagenen Holzdübeln. Die verwendeten Holzarten entsprechen dem Verhältnis ihres Vorkommens in der Region: Neunzig Prozent sind Fichte. Boden und Fenster sind aus Lärche, die kleinen Ausstellungsnischen zwischen den Fenstern aus Arve, Birke oder Ahorn.

Das Gebäude ist vielfältig nutzbar. Es will hier, auf 1600 Metern über Meer, Schulen, Firmen, Privatpersonen oder Vereinen die Möglichkeit geben, sich weiterzubilden oder – ganz profan – in dieser Idylle ein Fest zu feiern. Denn das Waldschulzimmer ist schliesslich auch eine Waldhütte.

Marco Guetg, Fotos: Ralph Feiner

Academia Vivian, 2014

Maiensäss Stagias, Medel / Curaglia GR
Bauherrschaft: Forstbetriebe der Gemeinden der Cadi
Architektur: Gujan & Pally, Igis / Curaglia
Baukosten: Fr. 600 000.–
www.academavivian.ch



Aufgefrischtes Hotel Belvair, Scuol: Die Stirnholzwand beim Eingang interpretiert die Schröffheit der Bergkulisse.



Nummerierte Ablagen ersetzen die klassische Rezeption mit ihren Schlüssel- und Brieffächer.

Anti-Ageing

Das «Bogn Scuol Engiadina» ist ein Tourismusmagnet im Unterengadin, rein architektonisch jedoch hat das Thermalbad im Stil der Neunzigerjahre keine besondere Anziehungskraft. Mit ähnlich sano-praktischen Zügen wurde damals beim Eingang zum Bad auch das Hotel Belvair gebaut. Das Gros der Besucher bildet langjährige Stammgäste. Das Dreisternehotel selbst hatte nach gut 25 Jahren eine Verjüngungskur nötig.

Statt gängigem Alpenchic war ein im Unterengadin ungewohnter Stil gesucht. Die Architekten haben mit überraschenden Farben und Formen eine augenzwinkernde Behaglichkeit geschaffen. Das Hotel unterscheidet sich klar von den beiden anderen Häusern der Belvédère-Gruppe in Scuol, dem Mutterhaus «Belvédère» und dem urchigen «Guardaval». Im Ensemble aus Empfang, Lounge und Restaurant geht neu ein textilartiger Feinsteinzeugboden in eine Wand mit versetzt herausstehenden Stirnholzklotzen über. Petrol- und ockerfarbene Wände kontrastieren mit gelben Sesseln, schwarzen Holztischen und einer weinroten Bartheke. Die Innenarchitekten ergänzten die nordisch anmutenden Möbel mit verspielten Elementen wie asymmetrischen Deckenleuchten oder einer verschlungenen Neonröhrenkonstruktion. Was auf den ersten Blick etwas überladen und prätentiös wirkt, erweist sich bei längerem Verweilen als stimmig.

Den Zimmern mit ihren wolkenartigen Deckenlampen und weißen Wogg-Schränken haf tet eine familiäre Unbeschwertheit an. Die Besucherin fühlt sich sofort wohl, und feine Details überzeugen. Darunter die schmalen Fensteraussparungen, die vom einfach gehaltenen Bad den Ausblick ins Schlafzimmer und von dort auf das Bergpanorama gewähren. In der ersten Umbau phase wurden von den 33 südlich ausgerichteten Zimmern erst fünf im Erdgeschoss umgebaut. Auf dem Weg zum Bad, das über eine Passerelle erreichbar ist, lohnt sich ein Blick in die Zimmer auf den unteren Etagen. Dabei zeigt sich, dass der bisherige Innenumbau mehr als oberflächliche Kosmetik ist. Melanie Keim, Fotos: Urs Wyss



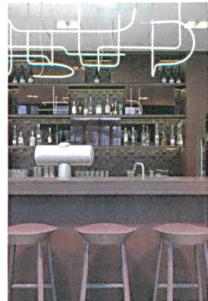
Wooden Dolls von Vitra in den Zimmern und im Restaurant.



Im Eingangsbereich gehen Empfang, Lounge, Restaurant und Bar ineinander über.



Renovierte «Belvair»-Zimmer: Fenster gewähren Einblick ins Bad und von dort Aussicht auf das Bergpanorama.



Verschlungenene Neonleuchten über der Bar erinnern an den Stil von Alfredo Häberli im Zürcher Hotel 25 hours.

Umbau Badehotel Belvair, 2014

Stradun, Scuol GR

Bauherrschaft: Julia und Kurt Baumgartner, Scuol

Architektur und Bauleitung: Bel Etage, Willisau

Innenausbau: Gastro Line's, Kriens;

Schreinerei Lingenhag, Seraplana

Möbel: Vitra, e15, Wogg, Artemide, Team by Wellis, Montis

Gesamtkosten erste Umbauetappe: Fr. 2,3 Mio.



Der Neubau in Münchwilen schliesst direkt an das Gerichtsgebäude von 1906 an.

Dem Bestand gerecht werden

Dieser Anbau hat keine Berührungsängste. Der kantige Erstling des Zürcher Architekturbüros Abraha Achermann schliesst direkt ans Gerichtsgebäude in Münchwilen an, das Albert Brenner in historisierender Manier 1906 errichtet hat. Der Schüler von Gustav Gull setzte aus verschiedenen Stilen ein Schlosschen zusammen. Daraus destillieren die jungen Berufskollegen Themen, die sie abstrahiert anwenden. Das Resultat ist eine eigenständige Erweiterung, die sich dem Altbau weder anbiedert noch mit ihm bricht.

Die Dachneigung übernimmt der Anbau grad-genaу vom Altbau. Die schräg montierten Ton-elemente fallen wie ein Vorhang über Dach und Längsfassade. Sie sind Verkleidung, Ornament und Brüstung in einem und zeigen bei den Fens-ttern ihr hohes Inneres. Das ist direkt, aber kon-sequent. Unten schliesst ein betonierter Saum dieses Tonkleid ab und betont die drei Fenster an der Strasse – ähnlich wie die alte Fassade.

Im kompakten Volumen verstecken sich vier Stockwerke. Im Untergeschoss liegt ein kleiner Gerichtssaal, etwas ungünstig, da man vom Trot-toir direkt hinein sieht. Darüber folgen zwei Ge-schosse mit Büros. Zuoberst, hinter dem Rund-fenster, das gleichzeitig Sonnenuhr ist, liegt der Pausenraum. Inspiriert vom Altbau, der Hourdis-decken, Holzbalken und Stahlbeton kombiniert, ist auch der Neubau gemischt konstruiert: Ein Holzständerbau mit aussteifenden Betonwänden. Die Decken sind als Verbund aus Holz und Beton gebaut. Sie schlucken Schall, speichern Wärme und erlauben mehr Luft nach oben.

Die Hälfte der Bausumme floss in die Sanie- rung des Schlosschens, dessen Fassade sanft renovierte wurde. Beim Haupteingang richteten die Architekten eine neue Treppe ein, deren ver-zweigtes Geländer an früher erinnert. Auch in-nen haben die Architekten die Eingriffe aus dem Bestand abgeleitet, ähnliche Fliesen verwendet und die Türen mit einer Eichenmaserung bemalt. So verwischen Alt und Neu, trotzdem bleibt die Biografie des Baus sichtbar: Etwa die Spuren der Gefängniszellen oder der ehemaligen Wohnung. Nur im maroden Untergeschoss war ein radika-ler Bruch nötig: Die Bodenplatte ist neu betoniert, um Alt- und Neubau auf eine gemeinsame Basis zu stellen. Andres Herzog, Fotos: Rasmus Norlander



Querschnitt: Der Neubau schafft rückseitig ein stimmiges Plätzchen am Bach.

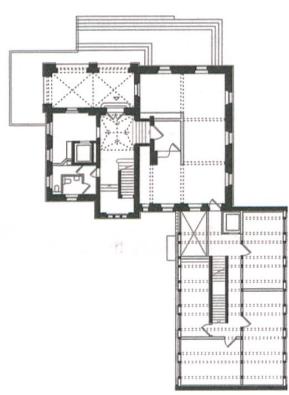
0 5 10 m



Hinter dem markanten Rundfenster liegt der Pausenraum.



Ein Luftraum betont die Schnittstelle zwischen Alt und Neu.



Erdgeschoss

Umbau und Erweiterung Gerichtsgebäude, 2015
Wilerstrasse 2, Münchwilen TG
Bauherrschaft: Politische Gemeinde Münchwilen
Architektur: Atelier Abraha Achermann, Zürich,
Projektleitung: Christiane Illing
Baumanagement: Zorzini Bauleitung, Frauenfeld
Landschaft: Kolb Landschaftsarchitektur, Zürich
Bauingenieure: Schnetzer Puskas Ingenieure, Basel
Auftragsart: Wettbewerb 2011
Gesamtkosten: Fr. 5,9 Mio.



Formfindung in der Natur: Nina Goldiger inspierte sich beim Entwurf des Gartengeräte-Sets «Grow» an Blättern, Zweigen und Tannenzapfen.



Eine einfach geformte Schaufel, ein Pflanzholz und eine Gartenkralle decken die meisten Aufgaben ab, die in einem Balkonkistchen erledigt werden müssen.

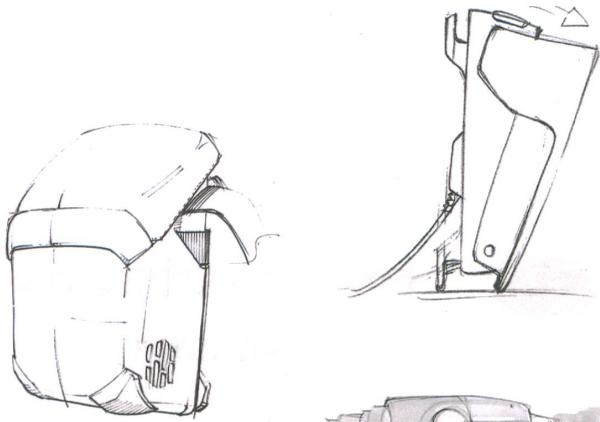
Urban geharkt

Auch wenn der Gemüsegarten klein ist und in wenigen Kistchen auf dem Balkon oder der Dachterrasse Platz finden muss: Zu seiner Hege und Pflege braucht es Werkzeug. Nina Goldiger hat für Postfossil mit «Grow» ein dreiteiliges Set für stilbewusste Urban Gardeners entworfen. «Die Werkzeuge sind speziell für die Arbeit an kleinen Töpfen geeignet», so die Designerin. Eine kleine Schaufel und eine Handkralle aus Chromstahl sowie ein Pflanzholz aus gedrechselter Buche werden von einem Bund aus gebogenem, pulverbeschichtetem Stahl zusammengehalten. Die Schaufel inspiriert sich an einem Blatt, die Handkralle an einem Zweig und das Pflanzholz an einem Tannenzapfen. Die archetypischen Formen sprechen an, die Werkzeuge liegen gut in der Hand und lassen sich intuitiv nutzen. Sie sind ausgelegt auf die Gemüsesorten, die gerne in Kistchen gezogen werden.

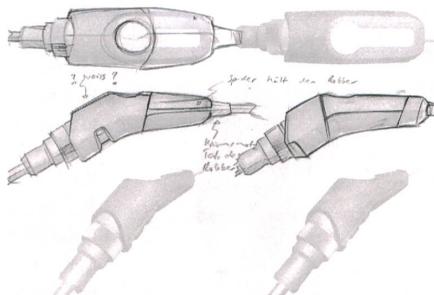
Mit dem Set, das in der Schweiz hergestellt wird, verfolgt der Produzent Postfossil eine aufklärerische Absicht. Wir essen pro Jahr im Durchschnitt 85 Kilogramm gekauftes Gemüse: «Rund die Hälfte davon wird importiert und hat beim Kauf im Laden bereits einen weiten Weg hinter sich», teilt der Produzent mit. Wer also sein Gemüse selbst ziehe, fördere gleichzeitig das Verständnis für die Herkunft von Nahrungsmitteln. Damit der gute Wille auch zum Ziel führt, hängt am Draht eine grosse Etikette. Sie gibt Auskunft darüber, wann der beste Monat ist für Anzucht, Direktsaat und Ernte von Rübli, Rucola oder Schnittlauch. Meret Ernst

Gartenset «Grow»

Design: Nina Goldiger, Luzern
Material: Chromstahl, Buche, Stahl
Hersteller: Postfossil, in der Schweiz hergestellt
Vertrieb: Soeder, Zürich; Einzigart, Zürich;
Postfossil, Zürich; Designfracht, Bern.
Preis: Fr. 116.–
www.postfossil.ch



Gummieinsätze an exponierten Stellen bremsen bei einem Sturz den Aufprall.



Die Fernbedienung übersteht dank Gummimantel auch Stürze aus drei Meter Höhe.

„Wir haben es nicht leicht gemacht, das Gerät zu entwerfen“, sagt Remo Frei. „Es musste eine Kombination aus Sicherheit und Leichtigkeit sein.“ Der Entwickler hat sich für einen robusten, aber leichtgewichtigen Aufbau entschieden. Das Gehäuse besteht aus einem zentralen Block, der die Elektronik schützt, und einer flexiblem Mantel aus Gummi, der die Anzahl der Schläge begrenzt. „Der Roboter kann auf einer Höhe von bis zu 1,5 Metern aufschlägen, ohne dass es Schaden nimmt“, erklärt ein Geberit-Sprecher. „Durch den Gummimantel kann er sogar bis zu drei Meter fallen.“

Die Firma Geberit ist kein neuer Name im Bereich der Sanitärfertigung. Sie hat schon seit über 150 Jahren Erfahrung im Bereich der Rohrleitungstechnik. Die Firma ist bekannt für ihre hochwertige Qualität und Innovationen. Ein Beispiel dafür ist das neue Schweißgerät ESG 3, das es ermöglicht, drei Muffen parallel zu verschließen.

Mit dem Schweißgerät ESG 3 ist es möglich, drei Muffen parallel zu schliessen.

Das Gehäuse ist flexibel konstruiert und schützt die empfindliche Elektronik vor Schlägen.

Schweissgenau

Sanitärinstallateure verlegen komplexe Rohrkonstruktionen in Böden und hinter Wände. Um die Kunstleitungen mit Muffen dicht zu verschweissen, fertigt Geberit seit über dreissig Jahren eigene Werkzeuge – so auch das Schweißgerät «ESG 3», das gemeinsam mit dem Churer Designbüro Flink überarbeitet wurde. Erstmals kamen dabei in diesem Bereich Designer zum Einsatz. Gemeinsam mit Ingenieuren und Elektronikern entwickelten sie die einzelnen Komponenten, die klein und leicht, aber robust sein mussten.

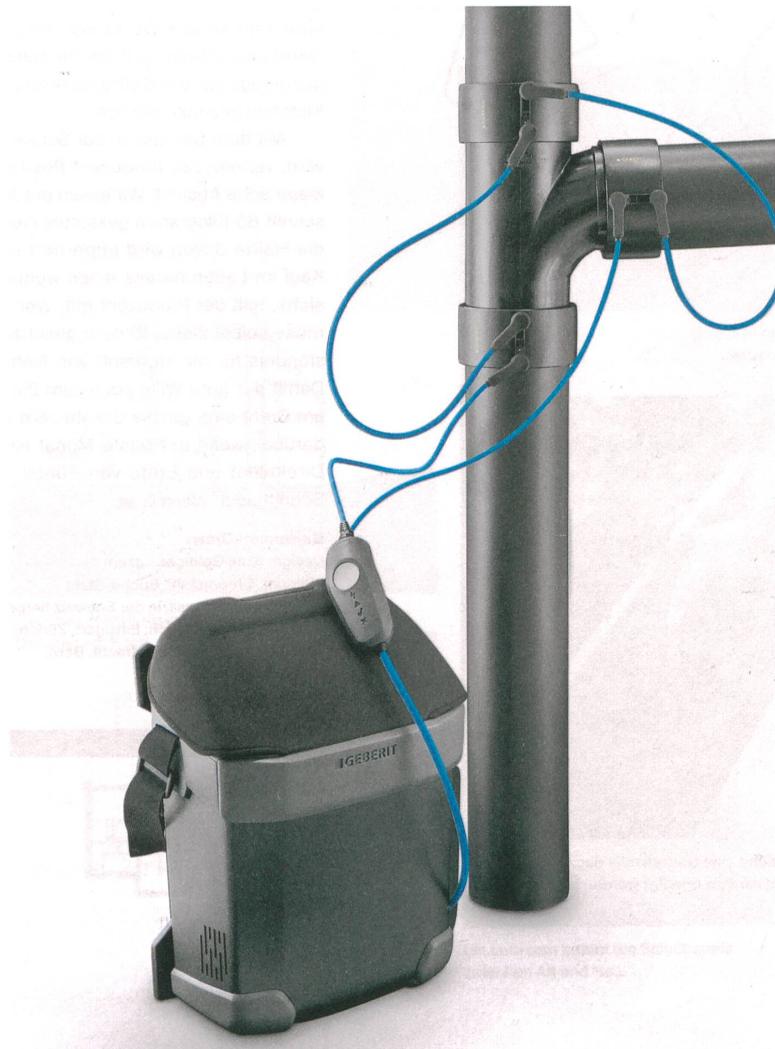
Mit dem Gerät ist es beispielsweise möglich, drei Muffen parallel zu verschweissen. Das Herzstück, die Elektronik, muss gut geschützt sein, denn «ESG 3» kann schon mal nass werden. Und auf der Baustelle muss es Stürze aus einer halben Meter Höhe aushalten. Gelöst haben das die Designer mit einem mehrschichtigen Aufbau. Gummieinsätze an den exponierten Stellen bremsen den Aufprall, auch das flexibel konstruierte Gehäuse dämpft Aufschläge. Die Elektronik ist in eine Kapsel mit weiteren Sturzdämpfern eingepackt, ins sogenannte «Electro-Pack». Gefragt war zudem eine Fernbedienung, die Installationen über Kopf erleichtert und Arbeiten an schwer zugänglichen Rohren ermöglicht. Die spritzwassergeschützte Fernbedienung übersteht dank einem Gummimantel Stürze über bis zu drei Meter. Flink zeichnet in diesem Projekt nicht nur für das Design verantwortlich, sondern übernimmt auch die Rolle des Produzenten. «Das ist immer öfter der Fall», sagt Remo Frei. «Wir erweitern mit jeder Produktion unser Know-how, das der nächsten Entwicklung zugute kommt.»

2014 stieg der Markenwert des seit 1874 aktiven Sanitärherstellers Geberit um 45 Prozent und beträgt neu vier Milliarden Franken. Inzwischen hat die Firma auch den Kauf der finnischen Sanitec angekündigt. Mit diesem Schritt will Geberit in neue Gebiete vorstossen: Statt nur der Technik hinter WC, Waschtischen und Duschen erstmals auch Keramik und Armaturen anbieten – Design-Kompetenz ist jetzt erst recht gefordert.

Lilia Glanzmann, Foto: Stefan Schmid

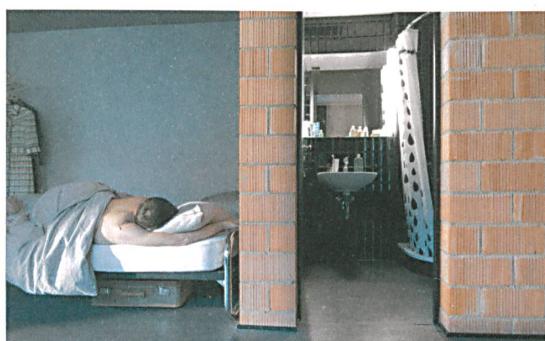
Schweißgerät «ESG 3»

Design: Flink, Chur
Auftraggeber: Geberit, Rapperswil-Jona
Elektronik: Grossenbacher, St. Gallen
Material: Polypropylen, Polyurethan, Nylon
Preis: Fr. 756.–

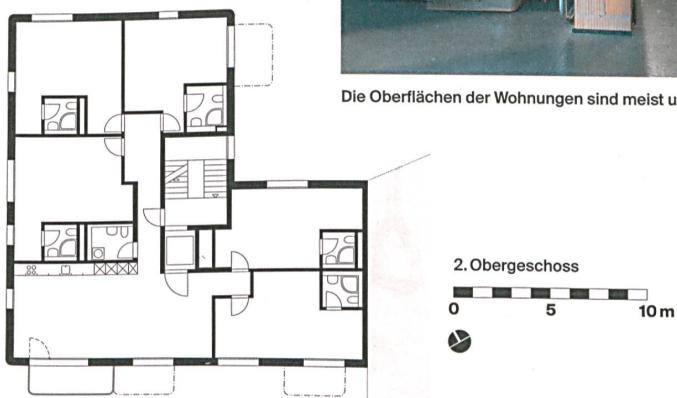




Der Gemeinschaftsraum einer Clusterwohnung. Den grossen Tisch bekamen die Bewohner gestellt.



Die Oberflächen der Wohnungen sind meist unbehandelt.



Rechts schliesst das Haus an den Nachbarn an, links blickt man vorbei auf das Gleisfeld.

Haptisch urban

Der Cluster hat Einzug gehalten ins Wohnbaulabor Zürich. Schon bei der Sanierung des Langstrassenhauses St. Pauli setzte die Architektin Vera Gloor eine Clusterwohnung unters Dach. Ein Jahr später und keine hundert Meter nördlich baute sie nun einen Neubau mit zweien davon. Dort, wo früher der «Tessinerkeller» stand, fügt sich das Haus ins dichte Nebeneinander neuerer Loft- und Eigentumswohnungen und heruntergekommener Altbauten. Es muss sich, wie sein weisser Nachbar von der gleichen Architektin, an die zurückversetzte neue Baulinie halten. Und wie dessen Vorplatz ist auch seiner sorgfältig gepflastert und mit Kirschbäumen bepflanzt. Anders jedoch als jener Nachbar bietet der Neubau relativ günstigen Wohnraum an – von dem man zum Teil aufs nahe Gleisfeld blickt. Zaghaft zitiert die Fassade Modernistisches, doch bleibt die Rundung der Ecke zu knapp und Markisen wie Bauhaus-Balkone wecken Siedlungs- statt Stadtbilder. Dem bezahlbaren Mietzins geschuldet steckt hinter dem Putz Außenwärmemedämmung; im Erdgeschoss schützt ihn glasierte Keramik.

Zwischen den drei Gewerberäumen im Erdgeschoss und den 1½-Zimmer-Wohnungen der Attika liegen zwei Obergeschosse mit 2½-Zimmer-Wohnungen und zwei weitere mit Clusterwohnungen. Deren Bewohner treten direkt vom Lift in ihren grossen Gemeinschaftsraum und von dort in eine ihrer fünf Kleinstwohnungen mit Bad. Aus grossen Fenstern fällt der Blick auf den wilden Kreis 4. Die Materialien sind robust: dunkle Anhydritböden, rohe Betondecken, unverputzte Innenwände aus rotem Ziegel, Balkonbrüstungen aus Maschendraht. Auch wenn die Architektin für die private Bauherrschaft die Vermarktung übernimmt, ist dieses Baustellenflair mehr als ein loftiges Verkaufsargument. Es spricht vom Pluspunkt des Hauses: der Wandelbarkeit des Wohnungsmixes. Aus den Clustern könnten später Einzelwohnungen werden, aus den kleinen Wohnungen grössere oder auch Cluster.

«Die mediale Isolation weckt das Bedürfnis nach Gemeinschaft, Authentizität und haptischer Erfahrung», beschreibt Gloor ihre Motivation zur Wahl von kollektiver Wohnform und unveredeltem Baumaterial. Immer wichtiger würden Sinnlichkeit und Begegnung. Das Haus ist ein Statement für diese Werte. Axel Simon, Fotos: Andrea Vedovo

Wohn- und Geschäftshaus, 2015

Neufrankengasse 18, Zürich

Bauherrschaft: Eigentümergemeinschaft

Architektur: Vera Gloor, Zürich

Auftragsart: Direktauftrag, 2010

Landschaftsarchitektur: Daniel Schläpfer, Zürich

Bauingenieure: Schnetzer Puskas Ingenieure, Basel

Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 5,4 Mio.

Kosten (BKP 2 / m³): Fr. 810.–